

Hüben und Drüben eines Grenzflusses

Autor(en): **Reinhard, Marguerite**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **67 (1958)**

Heft 7

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-975301>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

HÜBEN UND DRÜBEN EINES GRENZFLUSSES

Von Marguerite Reinhard

Wir fanden die alte Frau auf dem Kartoffelacker. Weit dehnte sich die wogende Ackerflur zwischen der Strasse und dem Ufer der Mur, dem Grenzfluss zwischen der Steiermark und Jugoslawien. Aus des Feldes Tiefe wies uns ein erdthin gebeugter Rücken den Weg, der sich, als wir uns ihm genähert hatten, mühsam aufrichtete. Die runzlige Hand strich übers schütterte Haar, während uns freundliche Augen aus durchfurchtem Altfrauen Gesicht erwartungsvoll entgegenblickten. Ausser der Greisin im ärmlichen Kittel und uns waren die Felder ringsumher menschenleer. Wenn wir weggefahren sind, wird sie auf dem Acker allein zurückbleiben, ein kleiner Mensch auf dem weiten Acker, sie wird allein die Furchen zwischen den Kartoffelreihen ziehen, die Erde um jede Staude häufeln, Erdäpfel pecken, wie sie das hier nennen, Stunde nach Stunde, Tag nach Tag, ruhig, treu, fleissig, und wenn sie allen Stauden des weiten Ackers die Erde zugeführt hat, wird sie bei der Kornernte, später bei der Kartoffelernte helfen: eine greise Frau. Ihre drei Söhne hatten uns auf den Acker gewiesen, als wir sie auf dem Bauernhof, wo sie mit diesen drei Söhnen und einem Enkel ein Zimmer bewohnt, besuchen wollten. Alle drei Söhne leiden an fortgeschrittenem Muskelschwund, einer dazu noch an Kehlkopftuberkulose; alle drei sind arbeitsunfähig, einer seit Jahren bettlägerig. Nur der Enkel Rupert geht jeden Tag zu einem Tischler in die Lehre, der Muskelschwund hat aber auch schon bei ihm, der die Hoffnung der Familie war, begonnen. «Die ganze schwere Last liegt auf den Schultern der Mutter», erzählte uns der tuberkulöse Sohn bedrückt. «Bei Tagesgrauen steht sie auf, bringt Ordnung ins Zimmer, kocht das Frühstück, bereitet unser Mittagessen vor, damit wir es nur wärmen müssen, knüpft ihre eigene Verpflegung in ein Tuch, holt das Werkzeug aus dem Schuppen und geht aufs Feld, und wenn sie abends todmüde heimkehrt, ist es wieder sie, die das Abendbrot zubereitet.» — Und der Vater? — «Der Vater ist auf der Flucht gestorben. Mutter ist sehr tapfer. Nie ein Vorwurf, keine Klage.»

Nun steht sie uns gegenüber: klein, mager, in heiterer Ruhe, die verarbeiteten guten Mutterhände über den Stiel der Hacke gelegt, eine Hand ab und zu an die Ohrmuschel hebend, wenn wir zu leise sprechen; denn Mutter Maria ist schwerhörig. Freundlich gibt sie uns Auskunft, sie bemüht sich, sehr laut zu sprechen, wie das bei Schwerhörigen

oft der Fall ist. «Ja, wir wurden im Januar 1946 von unserem Hofe verjagt. Wir hatten schöne Rebgrüter gleich drüben auf der andern Seite der Mur. Wir waren Weinbauern, ja, ja, sozusagen Grossweinbauern, besaßen zudem Felder und Wiesen und Vieh. Schön war das Vieh. No, do kann man nix machen: heute bin ich eben Tagelöhnerin. Für die Zimmermiete muss ich 72 Tage arbeiten, das Zimmer ist halt gross, dann noch einige Tage fürs Heizmaterial und für etwas Feldfrucht als Wintervorrat. Eine Rente? Doch, ja, ich erhalte eine kleine Rente. Die reicht aber nicht weit, kaum fürs Essen. Aus der Schweiz seid Ihr gekommen? Vom Schweizerischen Roten Kreuz? Nun sagt, wie habt Ihr von meiner Not gewusst? Wie habt Ihr herausgefunden, dass ich Bettzeug und Kleider so dringend, so ganz furchtbar dringend nötig hatte? Lieb ist das. Und ganz besonders lieb, dass Ihr Kaffee mitgeschickt habt.» Alle Runzeln im Gesicht geraten in heiterste Bewegung. «Wie habt Ihr gewusst, dass ich Kaffee so gut mag?»

Die Schale des Himmels wölbt sich über manch einen Acker in jenem Landstrich diesseits der Mur, auf dem betagte Flüchtlinge von jenseits der Mur mühsam den Mietzins für ein bescheidenes Zimmer abverdienen. Dieser Zins kostet nicht monatlich so und so viele Schillinge, sondern so und so viele Arbeitstage. Vielleicht vier im Monat, somit 48 im Jahr, oder sieben im Monat, das heisst 84 im Jahr, was besagen will, dass der greise Bewohner des kargen Quartiers dafür 14 Wochen im Sommer und Herbst Landarbeit verrichten muss, um nur ein Dach überm Kopf zu haben. Verpflegung erhält er keine, die muss er, wie Frau Maria, selbst mitbringen.

Das Schicksal aller betagten Flüchtlinge, die wir im Sommer dieses Jahres im Gebiete der Mur besucht haben, ist hart und schwer. Da ist Frau Johanna, jetzt 75 Jahre alt. Ihr Mann und sie hatten drüben in Jugoslawien unweit der Mur ein beträchtliches Landgut besessen; sie hatten zu den wohlhabenden Bauern gehört. Im Januar 1946 wurde der Mann von den Russen getötet, die jugoslawischen Partisanen verschleppten die drei Söhne, Frau Johanna wurde aufgefordert, das Gut innert zehn Minuten zu verlassen. Nach langer Irrfahrt fand sie ein Stübchen bei einem steirischen Bauern, bei dem sie im Taglohn arbeitete. Nach fünfjähriger Gefangenschaft tauchte ihr jüngster Sohn eines Tages bei ihr auf. Als Stütze ihrer alten Tage?

Keineswegs; er war an einer schweren Lungentuberkulose erkrankt. Sie nahm ihn in ihrem Stübchen auf, lässt ihm seither alle Pflege zukommen, arbeitet so oft als möglich auf dem Feld, beisst auf die Zähne, wenn ihr das Leberleiden allzusehr zusetzt, oder ruht ein wenig am Rand eines Feldgehölzes, wenn Asthma ihr den Atem abzudrosseln droht. Doch mit jedem Jahr fällt ihr die Arbeit schwerer.

Bedrückend oft liegt das Schicksal einer Flüchtlingsfamilie in der Hand der betagten Mutter, sei es, dass der Mann getötet worden ist, sei es, dass seine Gesundheit in langen Jahren der Haft oder des Lagerlebens gänzlich untergraben wurde. Die Grundhaltung dieser alten Frauen, auf deren Schultern schwerste Last liegt, ist fast überall die gleiche. Sie stehen in ihrer reichen Wesensfülle in der schweren Aufgabe, nehmen ruhig und mit stiller Gefühlssicherheit alle Mühsal auf sich und enthalten sich aus einer Art von Keuschheit unnützer Gedanken und fruchtloser Klagen. Solche inneren Werte, denen wir in manch einer ärmlichen Behausung begegnet sind und die uns immer wieder aufs neue mit Ehrfurcht erfüllten, sind die Hoffnung der Welt.

Da ist Frau Therese. Ihr 87jähriger Mann Johann ist fast erblindet und krank; auch Frau Therese ist schon sehr betagt. Beide bewohnen ein freundliches Zimmer in einem Bauernhaus nicht weit vom Ufer der Mur. Nach der Flucht hat Frau Therese auf diesem Hof als Tagelöhnerin gearbeitet und damit Kost und Unterkunft für sich und ihren kranken Mann verdient. Dann war der Besitzer des Hofes gestorben, wenige Jahre später seine Frau, drei unmündige Kinder zurücklassend. In ruhiger Selbstverständlichkeit übernahm Frau Therese die Führung des verwaisten Hofes, ohne Lohn, einfach gegen Kost und Logis für sich und den Mann, sie arbeitete vom frühen Morgen bis spät in die Nacht, um den drei Waisen den Hof zu erhalten. Hatte sie nicht selbst drüben in Jugoslawien einen grossen Hof besessen, und verfügte sie nicht über reiche Erfahrung? Sie war den Kindern aber nicht nur Bewahrerin des Ererbten, sondern auch Mutter und Lehrmeisterin; kräftig wuchsen die drei in ihre künftigen Aufgaben hinein. Der Sohn ist nun schon in Feld und Stall eine spürbare Hilfe, und die beiden heranwachsenden Mädchen vermögen ihr schon manch eine Arbeit in Garten und Kleintierstall abzunehmen. Frau Therese bedeutet für diese steirische Bauernfamilie einen wahren Segen.

Wir fanden sie in ihrem Zimmer, wo sie sich geduldig ihres seit kurzem auch noch kindisch gewordenen Mannes annahm. Er sass verloren auf dem Bettrand und weinte still vor sich hin.

«Er ist seit der Flucht krank», entschuldigte ihn die Frau, «und das Heimweh hat nie aufgehört, an seinem Herzen zu nagen. Tausend Fäden binden ihn immer noch ans jenseitige Ufer der Mur, wo unsere Landwirtschaft lag. Er kann es nicht verwinden, dass man ihn seines Werkes beraubt hat, und als er vom diesseitigen Ufer der Mur aus, an dem er

ganze Tage mit hungrigem Blick gestanden war, entdecken musste, dass unser Hof nicht bewirtschaftet wurde, dass unsere Felder unbestellt blieben und statt des Korns das Unkraut wuchs, ist er in vollständige Mutlosigkeit versunken.»

«30 Joch Land hatten wir», weint der Mann. «Vier schöne Pferde, einen Stall voll Vieh und viele Henderl und Schweinderl. Jetzt — er schüttelte den Kopf — bettelarm, bettelarm. Und das Gut, unser Gut drüben, zerfällt. Warum? Warum?»

Ja, warum? «Wir waren halt Volksdeutsche», sagt die Frau. Das war uns bekannt. Was sind aber eigentlich Volksdeutsche? Wann und weshalb hatten sie sich in den Gebieten angesiedelt, aus denen sie im Januar 1946 verjagt worden sind? Um diese Frage zu beantworten ist es unumgänglich, uns kurz in die Geschichte der Steiermark, wie diese vor der Aufteilung im Jahre 1918 bestand — sie reichte damals noch weit in das heutige Jugoslawien hinein — zu vertiefen.

Urbewölkerung der Steiermark sind wahrscheinlich die Illyrier — ein indogermanisches Volk des östlichen Küstenlandes an der Adria —, die später, um 400 v. Chr., von einer dünnen Schicht von Kelten überdeckt worden sind. Fünfzehn Jahre vor Christi Geburt wurde das Gebiet widerstandslos dem römischen Reich eingegliedert.

Im Jahre 375 n. Chr. begann die Jahrhunderte dauernde ungehemmte und uneindämbbare Flut der Völkerwanderung, die sich, in todbringenden Wellen, immer wieder über das Gebiet Mitteleuropas ergoss. Sie begann mit dem Einbruch der Hunnen. Während die germanischen Stämme auf ihren Wanderungen mehr nach Italien und Gallien, also nach Süden und Westen vordrangen, war Mitteleuropa nur sehr dünn bevölkert. In dieses Gebiet breiteten sich, vor den vordringenden Hunnen fliehend, die Slawen aus, ein Volk indoeuropäischer Herkunft aus den russischen Sumpfgebieten von Kiew, Mohilew und Brest-Litowsk.

Kaum war die Flutwelle der Hunnen zum Abebben gekommen, als um 570 auch schon die mit ihnen blutsverwandten Awaren von Turkestan durch Südrussland zogen, die Slawen massenweise als Sklaven mitführend, Mitteleuropa bis zur Elbe heimsuchten, die Langobarden nach Italien trieben und die eroberten Gebiete derart verwüsteten, dass die ansässige Bevölkerung fast völlig ausgerottet wurde. Im Höhepunkt ihrer Macht reichte ihr Gebiet von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer. Unter anderem nahmen die Awaren auch von den östlichen Alpenländern Besitz.

Aber auch die Slawen breiteten sich trotz den Awaren in Mitteleuropa aus, und als am Ende des 8. Jahrhunderts die Wanderung der Slawen abgeschlossen war, bildeten ganz Mitteleuropa, der Balkan und Russland ein einziges slawisches Völkermeer, dessen Wogen bis an die Grenzen von Konstantinopel, Griechenland und Deutschland rollten.

Gegen die slawisch-awarische Ausdehnung stemmte sich während des 6. Jahrhunderts der süd-



Blinde. Holzschnitt von Jacob Pins, Jerusalem. Aus «Moderne Malerei aus Israel», Ausstellung im Berner Kunstmuseum vom 27. August bis 28. September 1958.

deutsche Stamm der Bajuwaren. Mit ihnen schritten die Germanisierung und Christianisierung langsam und zäh gegen den Osten vor.

Um die Mitte des 8. Jahrhunderts erbat Boruth, Herzog der slowenischen Karantanen, zu dessen Machtbereich auch der Boden der späteren Steiermark gehörte, beim Bajuwarenherzog Odilo Hilfe gegen die Awaren, die damals wieder einmal versuchten, die Slawen der Ostalpengebiete zu unterwerfen. Zum Dank für die militärische Unterstützung anerkannte Boruth die Oberhoheit Odilos über die geretteten Gebiete. Diese politische Bindung bestimmte die gesamte geschichtliche Entwicklung der späteren Länder Steiermark, Kärnten und Krain und bildete den ersten Schritt zur Angliederung jener drei Gebiete an das fränkisch-deutsche Reich und an die abendländische Kulturwelt. Damit war nicht nur die Bahn für die christliche Mission frei, sondern auch die politische Herrschaft der Bajuwaren im Karantanenlande (Steiermark, Kärnten und Krain) sichergestellt.

Im Jahre 788 wurde das bajuwarische Stammesgebiet durch Karl den Grossen dem fränkischen Reich angegliedert, und damit geriet auch das bajuwarische Einflussgebiet der Steiermark unter die Oberhoheit des karolingischen Hauses. 805 wurden die immer wieder von allen Seiten einbrechenden Awaren von Karl dem Grossen so entscheidend geschlagen, dass sie, in den Slawen und Bulgaren aufgehend, aufhörten, ein selbständiges Volk zu sein.

Franken und Bajuwaren siedelten sich in den durch die Kämpfe fast entvölkerten Gebieten der Ostalpenländer an und begannen, die Erde zu bebauen.

Im 9. Jahrhundert wurde Europa von einer neuen Barbarenhorde heimgesucht: von den Magyaren. Diese stammten von den Stämmen ab, die, von der Westgrenze Chinas ausgehend, in Wanderung begriffen waren, den allgemeinen Namen Ugrier trugen und stark mit hunnischem und türkischem Blut vermischt waren. Im 9. Jahrhundert wanderten sie von den Ural-Kaspischen Steppen in das Gebiet am Don, Dnjepr und Schwarzen Meer. Dann zogen sie weiter nach Westen, überrannten 889 Bessarabien und die Moldauländer, 895 das Gebiet des heutigen Ungarn, etwas später Italien und verwüsteten 901 Kärnten, Steiermark und Deutschland. Die Bevölkerung der Steiermark wurde vom grossen Magyarensturm fast gänzlich vernichtet.

Erst nach der Lechfeldschlacht im Jahre 955 konnte dieses östliche Reitervolk der Magyaren langsam zurückgedrängt werden; es wurde im heutigen Ungarn sesshaft.

Die beiden Jahrhunderte nach der Schlacht auf dem Lechfelde sind das Zeitalter des grossen Landbaus in den Ostalpengebieten und damit auch auf steirischem Boden. Diese Kulturleistung war das Werk der weltlichen und geistlichen Grundherren, die sich zunächst als neue Oberschicht über die bisher von den Awaren beherrschten slawischen Bauern erhoben hatten, aber dann, besonders nach

dem Einbruch der Magyaren, dazu übergangen, *vor allem aus dem bajuwarischen Stammesgebiet*, dem heutigen Bayern, *Hörige herbeizurufen und mit ihrer Hilfe die Kultivierung des Landes gewaltig zu fördern*. Durch den magyarischen Menschenraub war die Verpflanzung bajuwarischer und fränkischer Siedler in die südöstlichen Grenzlande des Reiches nötig geworden; denn die Slawen hatten weder die Waldzonen, die versumpften Täler noch die Höhenlagen über 800 Meter besiedelt, ja, sie hatten nicht einmal das kulturfähige Land der Haupttäler vollständig erfasst. Nun entstanden überall in den Lücken *bajuwarische und fränkische Siedlungen* im bunten Gemisch mit slawischen Niederlassungen. *Diese Franken und Bajuwaren sind die Vorfahren der sogenannten Volksdeutschen der Steiermark*, deren Familien teilweise seit neun oder zehn Jahrhunderten auf dem Boden, von dem sie vor dreizehn Jahren vertrieben worden sind, angesiedelt waren.

Bis 1918 hatte ihr Gebiet zur Steiermark gehört, dann wurde die Mur als Grenze festgelegt, und alle Siedler südlich dieses Flüsschens waren von einem Tag zum andern Jugoslawen. 1946 mussten sie ihren Boden als Artfremde verlassen. Nach langer mit grossen Leiden und Entbehrungen verbundenen Wanderung, die nach Ungarn, Wien, Marburg und dann nach Kärnten führte, siedelten sie sich fast alle in der Steiermark, vorwiegend in den Gebieten am steirischen Ufer der Mur mit Blick auf ihre alte Heimat an. Wo ganze, drei bis vier Generationen umfassende Familien zusammen fliehen und auch im neuen Land beieinander bleiben konnten, wickelte sich der Aufbau verhältnismässig gut und rasch ab. Mehrere Familienglieder fanden als Tagelöhner oder Handwerker Arbeit, die Familien konnten von diesem Verdienst nicht nur bescheiden leben, sondern auch langsam aufbauen, ein Stückchen Land kaufen, mit Hilfe von Baukrediten ein Häuschen bauen, für die Eltern sorgen und die Kinder ausbilden lassen, die ihrerseits auch wieder am Aufstieg der Familie beizutragen vermochten. Das eigentliche Problem bilden die alleinstehenden Betagten, deren Kräfte es nicht mehr erlauben, aufzubauen, die oft einen verzweifelten Kampf gegen völlige Verelendung führen und erst in der grössten Not die Hilfe der Fürsorge, die ihnen auch im besten Falle nur einen kleinen Beitrag zuzuwenden vermag, anrufen. Diese alten Menschen, die ein Leben lang hart gearbeitet und gespart hatten, die durch ihrer Hände Arbeit zu bescheidenem Wohlstand gelangt waren, wurden gerade zu einer Zeit aus ihrem Hab und Gut vertrieben, als sie der Wohltat eines gesicherten Lebens am dringendsten bedurft hätten. Was es für Siebzig-, für Achtzigjährige bedeutet hatte, innert zehn Minuten das schützende Heim, die Erde ihrer Väter, die vertraute Heimat, alle die liebgewordenen Gegenstände und Andenken, die Gräber frühgestorbener Lieben zu verlassen, die furchtbaren Leiden einer Flucht zu erdulden und in fremdem Land mühsam eine

Unterkunft zu suchen, vermag nur jener in der ganzen Tragweite zu ermessen, der um die ganze Hilflosigkeit des greisen Menschen weiss. Zu alledem haben diese betagten Vertriebenen nicht in einem reichen Lande Zuflucht gesucht, sondern in einem vom Kriege heimgesuchten, ausgebluteten und verarmten Gebiet, dessen Soziallasten weit grösser sind als seine Einnahmen. Das kleine Gebiet von Radkersburg zum Beispiel, das besonders stark zerstört worden war, zählt sechshundert von der Fürsorge Unterstützte, davon sechzig Prozent Flüchtlinge. Das Gebiet ist ohne Industrie, die einheimische Bevölkerung besteht zum grössten Teil aus Kleinbauern, deren Kleinbetriebe kaum ausreichen, die eigene Familie zu ernähren. Sie tun für die Flüchtlinge was sie können, doch Unmögliches kann man von ihnen nicht verlangen.

Seit einiger Zeit hat das Schweizerische Rote Kreuz seine Patenschaften auch auf die in Not lebenden betagten Flüchtlinge in Oesterreich ausgedehnt. Vorläufig handelt es sich dabei um ein einmaliges Paket, das eine Woldecke, Leintücher, Kölsch für Kissen- und Duvetanzüge, Pantoffeln, Wolle zum Stricken einer Jacke sowie Kaffee und Zucker enthält. Dieses Paket ist von allen bedachten alten Menschen mit grosser Dankbarkeit und Freude aufgenommen worden. Doch diese einmalige Hilfe genügt nicht. Um diesen vom Schicksal besonders hart Geprüften wirklich helfen zu können, sollten wir ihnen jeden Monat ein Patenpaket mit Lebensmitteln und den notwendigsten Kleidern zustellen können. Wie wichtig wäre es für diese darbenenden Greisinnen und Greise, dass sich viele Schweizer Paten, die noch kraftvoll und gesund im Leben stehen, bei uns melden und uns monatlich zehn Franken zur Verfügung stellen, damit schwache, zitternde Hände endlich die Hacke wegstellen und sich müde Rücken ausruhen könnten!

Oder ist es richtig und vor unserem Gewissen zu verantworten, dass die alte Frau Angela, selbst an Asthma leidend und müde, täglich schwere Feldarbeit verrichten muss, damit ihre gelähmte Schwester und der ebenfalls wegen Krankheit arbeitsunfähige Bruder leben können?

Oder ist es richtig, dass die 82jährige Frau Agnes, nach einem Schenkelhalsbruch gehbehindert und altersschwach, früher eine wohlhabende Bäuerin, heute mit der Tochter in einem kalten, feuchten, düsteren Zimmer in einer elenden Winzerhütte lebend, noch im Rebgarten arbeiten muss, damit sie die Miete verdienen und die kargen Mahlzeiten für sich und die geisteskranke Tochter zubereiten kann?

Ihr alle, die Ihr diesen Bericht lest, hättet uns in die Häuser und Hütten begleiten sollen. Ihr hättet Euch mit uns in den ärmlichen Zimmern umgesehen, vielleicht im fensterlosen Hofzimmer der herzkranken Frau Elisabeth. Ihr hättet gesehen, wie die Greisin das arme graue Haupt hob und mit bebenden Lippen in die Ferne starrte, und Ihr hättet mit uns ihren Worten gelauscht: «Wir hatten einen Kirschbaum mit wunderbaren Kirschen. Solch

gute Kirschen gibt es hier im ganzen Umkreis nicht. Gerade jetzt werden sie reif sein. Der ganze Baum voller reifer Kirschen. Dürfte ich doch nur eine Handvoll pflücken, nur eine Handvoll! Aber nicht einmal das dürfen wir. Von unserem eigenen Baum!» — «Der Baum gehört uns nicht mehr, Mutter», sagt der Mann. Und die Frau: «Wir haben den Baum an unserem Hochzeitsfest gepflanzt. Bei klarem Wetter können wir ihn, einen Steinwurf von unserem früheren Haus entfernt, erkennen. Wir stehen dann am Ufer, an der einzigen Stelle, von wo aus wir unser Gut sehen, und versuchen, uns die Zimmer, den Stall, die Felder so vorzustellen, wie wir sie verlassen haben. Andere Menschen wohnen jetzt dort. Und es ist doch unser Gut. Werden wir zurückkehren dürfen? Glauben Sie, dass wir heimkehren dürfen, und wäre es nur, um in unserer Stube zu sterben und in unserer Erde zu ruhen?»

Noch manch ein anderer betagter Flüchtling vermag, nach dreizehn Jahren, die unerbittlich wirkliche Tatsache der Vertreibung immer noch nicht zu erfassen. Es sind sonst zumeist die Männer, die sich von den Erinnerungen überwältigen lassen und sich dann an die Möglichkeit klammern, einmal wieder heimzukehren. Deshalb erfüllt es sie mit besonderer Bitterkeit, dass Jugoslawien einen Landgürtel, der sich der ganzen Grenze entlang zieht, entvölkert hat und die darauf liegenden Landgüter zerfallen und von Unkraut und Strauchwerk überwuchern lässt. Sie verfolgen mit Schmerz die zunehmende Verwilderung. Das entvölkerte jugoslawische Ufer der Mur wächst immer mehr zu einem Schlupfwinkel für allerlei Getier und Wasservögel an, in dem nur ab und zu die Gestalt eines Grenzwächters auftaucht. Trotz dem vielfachen Tierleben wird dieser Landstreifen von den alten Siedlern das gestorbene, das tote Land genannt, um das sie in ihrem Bauerntum immer aufs neue in jäh aufbrechender Trauer leiden.

Frau Lisa dagegen weiss, dass sie nicht mehr zurückkehren kann. Sie war bis zu ihrem 72sten Lebensjahr die Herrin des ausgedehntesten und schönsten Herrensitzes auf der andern Seite der Mur gewesen und hatte mit ihrem Mann und später mit dem Sohne das reiche Gut klug und umsichtig verwaltet. Auch sie hatte gehen müssen. Jetzt wohnt sie in einem düstern, dünnwandigen Hofzimmer inmitten von geliehenen ärmlichen Möbeln. Mann und Sohn sind tot, die Reihe ihres alten Geschlechts ist abgebrochen. Auch sie, die heute weit über Achtzigjährige, steht oft am träge dahinfließenden Wasser der Mur und blickt mit klugem und gelassenem Auge hinüber in die Richtung, wo ihr scheinbar auf Dauer gegründetes Heim gestanden hatte. Die ergreiste Frau hat aufgehört, über die Hinfälligkeit des Lebens nachzudenken, sie hat ihre Kämpfe ausgekämpft, steht jenseits von allen Bitternissen und weiss, wohin ihr Weg führt. Ihre früheren Pächter und Landarbeiter, alles Slowenen, bezeugen ihr immer noch grosse Anhänglichkeit und warten auf ihre Rückkehr; denn sie war ihnen eine gute

Herrin. Ab und zu klopft einer an die Tür ihres Stübchens. Wie sie sich dann freut und fragt und wieder fragt und sich erzählen lässt! Von jedem will sie wissen, wie es ihm gehe, aber auch von jedem Baum, von jedem Gesträuch, von jedem Rosenstock, den sie noch selbst gepflanzt. Dankbar nimmt sie die bescheidenen Gaben jener entgegen, die sie früher in reichen Massen selbst beschenkt hatte.

Und das ist ihr grösster Schmerz, dass sie fortan nicht mehr imstande ist, etwas zu verschenken.

Wie Frau Lisa, Frau Agnes, wie Frau Maria, wie der Bauer Johann und der frühere Müller Kaspar leben in Oesterreich noch viele greise Menschen in Not, die wir mit einer Patenschaft zu lindern vermöchten. Dürfen wir uns da lange besinnen?

VERLASSENES DORF

Von Kurt Ihlenfeld

Wir Schweizer bedürfen lebhafter Einfühlungsgabe, um die Atmosphäre der Angst, des zermürbenden Ungewissen, der Spannung zwischen Hoffnung und Verzweiflung in einem Dorf, das unmittelbar vom Feinde bedroht wird, nachzuempfinden. In der meisterhaften Erzählung «Wintergewitter», im Eckart-Verlag Witten und Berlin herausgekommen, zeichnet Kurt Ihlenfeld das Leben der einzelnen Bewohner eines schlesischen Dorfes in Erwartung des Schrecklichen und Unausweichlichen kurz vor der Flucht in menschlich schlichter, lebenswahrer, packender Weise. Eine kurze Leseprobe mag für das aussergewöhnliche Buch sprechen und den Leser anregen, das ganze Werk zu lesen, das in Sprache und Stil neben die besten modernen Bücher gestellt werden darf. Unsere Leseprobe führt uns, in verschiedenen Abschnitten, durch ein vor wenigen Stunden verlassenes Dorf, in das, gegen Mittag, fünf deutsche Soldaten in einem Panzerwagen einfahren, um sich dort, vor der Weiterfahrt an die Oder, wo gekämpft wird, einige Stunden auszuruhen und die Deckung der Nacht abzuwarten. Einige wenige Menschen sind im Dorf zurückgeblieben: alte oder kranke oder behinderte Menschen. Die Geflüchteten, die gehofft hatten, bald wieder heimkehren zu können, haben ihr Dorf, ihre heimatliche Erde nie mehr gesehen. Sie haben jahrelang die Flüchtlingslager Westdeutschlands bevölkert, und auch heute noch leben viele, besonders die allein stehenden alten Menschen, in Not.

Die Redaktion

Mondschtütz — das ist der Name des Dorfes, wohin sie befohlen sind. Mondschtütz — mit schwarzer Schrift steht der Name auf der gelben Tafel geschrieben, die kurz vor der Einfahrt ins Dorf, rechter Hand, in einen Schneehügel gerammt ist. Fast genau um die Mittagsstunde erreicht der Wagen den Dorfrand . . .

Die Soldaten hatten Zeit, sich auszuruhen oder umherzugehen. Sie brauchten nicht erst anzuklopfen, wenn sie in ein Haus wollten, es war niemand da, der sie hereingerufen, der ihnen geöffnet hätte. Mittag war vorüber — die Glocken hatten geschwiegen. Eine Kirche war da, der Weg zu ihr war verschneit, die Gräber auf dem Friedhof kaum noch als Hügel erkennbar. Ein verlassenes Dorf — ein totes Dorf . . .

Die offenen Häuser und Höfe sind gewissermassen ein stummer Appell an die Anständigkeit derer,

die sich vorübergehend darin aufhalten. An einem Hoftor hatten sie sogar einen Zettel gefunden mit einer Aufschrift, worin der Besitzer darum bat, man möge schonsam mit seinem Hab und Gut umgehen. Wir kommen wieder! hatte er zum Schluss geschrieben und die Worte dick unterstrichen . . . Das hatte ihnen Eindruck gemacht. Sie rührten nichts an. In den Küchen stiessen sie auf die frischen Spuren von eiligen Schlachtungen. Sie fanden in Töpfen und Schüsseln halb gargekochtes, halb angebratenes Fleisch, Eingemachtes stand umher, Hühner gackerten, sie sahen die Eier im Stroh liegen . . .

Lässt jemand sein Haus so unbestellt, der nicht wiederkommen will? Sie sprachen mit einigen Leuten vom Dominium, die nicht geflohen waren. Die gingen umher, als ob sie auch schon gar nicht mehr